

# *Mein freier Wille*

von Karl Kieser

Hatte ich darüber gelesen oder war es ein Bericht im Fernsehen? Ich weiß es nicht mehr, aber es ging um den freien Willen beziehungsweise um die Erkenntnis, dass der gar nicht so frei ist.

Es wurde nämlich behauptet, dass unsere Entscheidungen weitestgehend von der Summe unserer Erfahrungen beeinflusst sind. Demnach wäre der freie Wille eigentlich eine Illusion und unser Handeln eine zwangsweise Folge unserer Vorerfahrungen.

Obwohl mir die Logik sofort einleuchtete - es ist ja nur vernünftig, sich an seinen Erfragungen zu orientieren – war ich über den Verlust meines freien Willens doch ein wenig enttäuscht.

Diese Geschichte fällt mir ausgerechnet jetzt wieder ein, als ich bei einer Wanderung auf eine Weggabelung treffe. Links oder rechts, das ist hier die Frage. Da es auch keine Wegweiser gibt, wäre ich auf meine Vorerfahrungen angewiesen. Aber die Gegend und auch das ganze Land sind mir völlig fremd. Weder für links noch für rechts sehe ich einen Vorteil. Eigentlich sollte ich die Wanderkarte aus dem Rucksack nehmen und meine Entscheidung nach den Fakten treffen.

Aber he, vielleicht habe ich ja doch einen freien Willen. Ich entscheide mich einfach spontan für ... rechts.

Halt! Hat mich da womöglich eine unterschwellige Erfahrung beeinflusst? Vielleicht Resterinnerungen von meinem letzten Blick auf die Wanderkarte?

Mit einem Mal bin ich ganz wild darauf, mir meinen freien Willen zu beweisen. Ganz unabhängig will ich sein. Frei von Vorerfahrungen. Zur Not auch gegen jede Vernunft.

Das wollen wir doch mal sehen. Natürlich habe ich einen freien Willen!

Ich wähle den linken Weg. Die Wanderkarte bleibt im Rucksack.

Im weiteren Verlauf meiner Wanderung habe ich noch oft Gelegenheit, meinem „freien Willen“ zu folgen. Entweder will mir mein Orientierungssinn in Verbindung mit dem Sonnenstand Vorschriften machen oder ein breiterer Weg spricht meine Bequemlichkeit an. Doch immer findet mein „freier Wille“, ich sollte eine andere *Richtung wählen*.

Bei meiner Pause muss ich an den Rucksack, um meinen Proviant auszugraben. Die Versuchung ist groß, aber ich meide die Wanderkarte wie die Pest, will mich nicht durch Fakten beeinflussen lassen.

Schließlich muss ich mir eingestehen, dass der freie Wille ohne die Berücksichtigung von Fakten und Erfahrung kein guter Ratgeber ist. Jedenfalls dann nicht, wenn ich bei einer Wanderung ein Ziel erreichen will.

Jetzt bringt mich nicht einmal mehr die Wanderkarte weiter. Die Gegend ist immer wilder und bergiger geworden. Wohin ich mich auch wende, überall ist die Sicht eingeschränkt. Wie soll ich mich hier orientieren? Ich muss zurück in die Zivilisation. Da kann ich wenigstens nach dem Weg fragen. Aber wo ist das? Mein hinterhältiger „freier Wille“ hat mich immer die weniger breiten, unkomfortableren Wege wählen

lassen. So lange, bis ein Weg nur noch zu erahnen war. Meistens ging es auch noch bergauf. Nun stehe ich auf halber Höhe eines lang gestreckten Hanges, der mit Gras und niedrig wachsenden, borstigen Sträuchern bewachsen ist.

Es ist an der Zeit, mich endlich von meinem „freien Willen“ zu trennen und meinen Weg mit Vernunft und Überlegung zu wählen.

Das ist der Augenblick, an dem ich den Bären bemerke.

Seit ich mich für Logik und Vernunft entschieden habe, ist mir klar, dass ich meine Schritte wieder talwärts lenken muss. Aber der Bär ist unter mir.

Bären sehen schlecht, aber sie riechen ausgezeichnet und dieser hier ignoriert mich?

Er scheint sich nur für die vereinzelt Beeren zu interessieren die in den

Krüppelsträuchern leuchten. Dabei bewegt er sich langsam in meine Richtung.

Eins ist klar: ich muss weg hier. Der Wind streicht den Hang hinauf und liefert mir damit die Erklärung, warum er mich noch nicht entdeckt hat.

Etwas in mir will spontan Reißaus nehmen, weiter den Berg hinauf, den Abstand vergrößern. Nun habe ich aber so lange auf die falschen Ratschläge gehört, dass ich mir einen Augenblick Bedenkzeit nehme. Mit etwa 100 Metern Abstand bin ich sicher noch nicht in seiner Angriffsdistanz. Ich sollte ihm seitlich ausweichen und dabei gehörigen Raum zwischen uns lassen. Nach anfänglichem Zaudern ist sogar der „freie Wille“ meiner Meinung.

Ich halte den bedrohlichen Wanderkollegen bei meinem Ausweichmanöver ständig im Auge. Während er sich gemächlich aufwärts bewegt, orientiere ich mich abwärts. Ich weiß nicht, ob er mich letztlich doch noch gewittert hat, bin froh, dass es nicht zu einem Wettrennen gekommen ist.

Und mein freier Wille? Ich kann nur den Kopf schütteln über mein blödsinniges Experiment. Wie konnte ich den verwechseln mit Eigensinn und Unvernunft.

\* \* \*

## *Aufzugs-Roulette*

*von Karl Kieser*

Heute war meine Enkelin in ihrer Mittagspause zu Besuch und hat ihr Handy bei mir vergessen. Nun bin ich nicht der Typ, der ihr das Zauberkästchen hinterherträgt, aber so habe ich die Möglichkeit, ihre neue Büroumgebung kennenzulernen. Sie arbeitet seit einigen Tagen in einem typischen Bürohaus mit mehreren Mietparteien. Die merkwürdige Geschichte, die sie erwähnte, war für mich nicht relevant. Irgendwas mit einem unzuverlässigen Aufzug.

Ich lebe auf dem Lande und komme selten in den „Genuss“, mit einem Aufzug zu

fahren. Eigentlich ist mir die ungemütliche Enge sogar zuwider. Treppen sind daher ein Teil meines kostenlosen Trainingsprogramms.

Auch vorhin, als ich das „lebenswichtige“ Teil abgeliefert habe, gab sie mir den Rat, den Aufzug zu meiden.

Ich bin also auf dem Flur Richtung Aufzug bzw. Treppenhaus unterwegs. Vierte Etage, keine große Herausforderung, erst recht nicht treppab. Aber gerade öffnet sich die Aufzugtür und zwei Frauen steigen ein. Jetzt bin ich doch neugierig, werte das als Einladung des Schicksals und versuche einen kleinen Sprint. Ich merke es selbst, das gelingt mir nicht mehr so geschmeidig wie noch mit siebzig.

Ich hätte die Kabine verpasst, aber die jüngere der Frauen sieht mich heraneiern, schiebt ihre Hand vor den Sensor und die Tür gleitet wieder auf.

„Sie wollen sicher noch mit?“ Sie fragt es freundlich mit einem sympathischen Lächeln, während die ältere der beiden etwas streng blickt. Ich habe den Eindruck, sie wäre lieber ohne Verzögerung in den Feierabend gefahren.

Ich schalte meinen Charme ein und strahle die junge Frau an: „Sie sind ein Schatz, vielen Dank.“ Dabei bemerke ich, dass mich der kurze Sprint tatsächlich etwas außer Atem gebracht hat. Verdammt, denke ich bei mir, konditionstechnisch wäre die Treppe sinnvoller.

Der Lift scheint mir auch nicht mehr im Vollbesitz seiner Kräfte, verschließt seinen Einstieg geräuschvoll und ruckelt los. Ich rechne mit etwa 15 Sekunden sterilem Schweigen, bevor er uns im Erdgeschoss wieder ausspeien wird.

Doch schon nach fünf Sekunden ist mit einem scharfen Ruck Schluss.

Niemand sagt etwas. Die beiden Frauen scheinen abzuwarten. Nur ich habe das Gefühl, etwas sagen zu müssen: „Nanu, ist das normal?“

Die Jüngere meldet sich mit beruhigendem Tonfall: „Manchmal kommt er wieder in Gang.“

„Wenn nicht, müssen wir den Service rufen.“ Das ist die Ältere.

Ich bin erstaunt, wie routiniert die beiden Mitpassagiere mit der Situation umgehen. An der Geschichte meiner Enkelin scheint doch etwas dran zu sein.

„Sagen Sie bloß, das passiert öfter.“

Die Strenge blickt nun genervt und drückt energisch auf den Notruf-Knopf.

Anhaltend!

Schon nach wenigen Sekunden meldet sich eine weibliche Stimme mit einem wunderbar warmen Timbre: „Aufzugservice Klempner, was kann ich für Sie tun?“

Im Gegensatz zu dieser Stimme klingt die der streng blickenden Dame direkt metallisch:

„Er steht schon wieder, verdammt. Wann bringen Sie das Ding endlich in Ordnung. Das ist jetzt das zweite Mal, dass ich in diesem Schrotthaufen festsitze. Wie lange dauert es diesmal?“

Die angenehme Stimme bleibt freundlich. „Ich bemühe mich sofort um einen Service. Es kann aber etwas dauern. Urlaubszeit. Im Moment sind alle im Einsatz. Sie sind in der Marienstraße 15?“

„Ja sicher, oder haben Sie noch mehr von solchen hinterhältigen Liften? Schicken Sie sofort jemanden los. Wir haben hier einen alten Herrn an Bord, der uns gleich kollabiert.“

Sie wendet sich zu mir um und flüsterte: „Entschuldigen Sie, wenn ich etwas dramatisiere, aber sonst können wir noch ewig warten.“

Ich kann nur verunsichert nicken. Meine Frage ist damit zwar schon halbwegs beantwortet, aber ich kann es einfach nicht glauben und sehe die beiden fassungslos an: „Das passiert wirklich öfter? Das kann doch nicht wahr sein! Warum lassen Sie sich das bieten?“

Bevor jemand antworten kann, meldet sich die warme Stimme: „Ich habe jemanden gefunden, der sich bei Ihnen auskennt. Eine halbe Stunde kann es aber trotzdem dauern.“

Eine halbe Stunde! Das könnte für mich zu einer Herausforderung werden. Ich gehöre nämlich zu den alten Furzern, deren Darm unkontrolliert Winde erzeugt. Das Problem habe ich noch nicht zu Ende gedacht, da fühle ich auch schon, wie sich ein innerer Druck aufbaut.

*„Das ist psychosomatisch“, sage ich mir, „du brauchst Ablenkung“.*

In möglichst munterem Tonfall wende ich mich an die beiden Damen: „Eine halbe Stunde? Da werde ich mich Ihnen lieber mal vorstellen. Ich bin der Fritz.“

Die Ältere, Haare straff, mit Dutt, stellt sich als Elvira vor, die Jüngere, weich fallende braune Locken, heißt Marie.

Und dann erzählt Elvira die Geschichte von dem Aufzug, der sich allen Reparaturbemühungen widersetzt. Beide Damen haben sich nie für die technischen Einzelheiten interessiert. Es wird aber ein simples Bauteil sein, welches an seiner Sollbruchstelle gelegentlich nachgibt und damit einen Nothalt erzeugt. In seltenen Fällen kann es sein, dass im rätselhaften mechanischen Inneren des Aufzuges etwas geschieht, dass ihn nach wenigen Sekunden vorübergehend wieder zum Leben erweckt.

Ich erfahre, dass die Aufzugesanlage alt ist und erneuert werden soll. Das würde aber bedeuten, dass über mehrere Tage oder Wochen gar kein Lift zur Verfügung stünde. Die Mietparteien haben sich daher mit den Besitzern des Hauses darauf geeinigt, dass der neue Lift erst im Rahmen einer größeren Sanierung eingebaut wird, die aber erst in zwei Jahren eingeplant ist. Um den Angestellten im Hause die Geschichte schmackhaft zu machen, wurde das Aufzugs-Roulette eingerichtet. Jeder zahlt monatlich einen symbolischen, kleinen Betrag in den gemeinsamen Topf. Nach einem komplizierten Verfahren wird dieser Topf durch den Vermieter mindestens verdoppelt bis verzehnfacht und an diejenigen ausgezahlt, welche von der Sollbruchstelle ausgewählt werden.

Für Marie ist es das erste Mal. Elvira berichtet, dass ihr der vorige Zwangsaufenthalt einen schönen Bonus eingebracht hat.

Während der ganzen Geschichte, die vor allem delicate Einzelheiten von Paaren enthält, die bei ihrer Befreiung mit verdächtig derangierter Kleidung angetroffen wurden, ist bei mir der innere Druck allmählich immer größer geworden.

Marie, die meinen gequälten Gesichtsausdruck missdeutete, bemerkt lächelnd: „Keine Sorge Fritz, wir werden bestimmt nicht über Sie herfallen. Ich bin auch bereit, meinen Bonus mit Ihnen zu teilen, damit Sie eine angenehme Erinnerung an diese Liffahrt haben.“

Reden kann ich gerade nicht, muss Zähne und Arschbacken zusammenkneifen, um eine neue Welle hinterm Deich zu halten. Nur ein energisches Kopfschütteln bringe ich zustande, als Zeichen, dass so eine hochherzige Geste wirklich nicht nötig ist. Dabei kann ich ein leises Stöhnen nicht unterdrücken.

Elvira dagegen deutet mein gepeinigtes Aussehen realistischer. Mit einem besorgten Ausdruck fragte sie: „Ist Ihnen nicht gut, Fritz? Möchten Sie sich hinsetzen?“

Ich bin inzwischen weit davon entfernt, heimlich ein wenig Druck aus dem Kessel lassen zu können. Wenn das Sicherheitsventil bersten sollte, wird es eine unüberhörbare Explosion geben. Die Alternative, dass es mich innerlich zerreißt, scheint mir noch weniger angenehm. Ich treibe endgültig auf eine Katastrophe zu. Es wird immer klarer, den Kampf kann ich nicht mehr gewinnen. Inzwischen starren mich zwei besorgte Augenpaare an. Marie sagt etwas, dass bei mir nicht ankommt.

Ja, ich bin so weit, die Not ist größer als die Scham. Ich muss mich den Damen offenbaren, muss sie warnen.

In dem Moment zieht das Stinktief in meinen Eingeweiden die Krallen ein. Ich kann wieder atmen, könnte meinen Notfall erklären.

Mein Gott, ist das peinlich. Muss ich wirklich meine Scham überwinden? Doch gerade in dem Augenblick setzt sich der Lift wieder in Bewegung und löst bei mir eine wilde Hoffnung aus. *„Nur noch ein paar Sekunden. Das schaffe ich!“*

Als sich die Aufzugtür öffnet laufe ich los und stürme durch die kleine Halle auf die Straße. Die neue Welle sitzt mir schon im Nacken. Ich habe wirklich keine Zeit zu verlieren.

Zu meinem Glück bin ich bei meinem Sturmloch über die Straße unbeschadet geblieben. Der gegenüberliegende Parkplatz ist menschenleer; ein weiterer Glücksfall und ich darf dem Druck endlich nachgeben.

Der nicht enden wollende Rückstoß schiebt mich voran und hätte mich an meinem Auto vorbeigetrieben, wenn nicht der Türgriff mein Rettungsanker gewesen wäre.

Endlich drucklos, kann ich mich an die verblüfften Gesichter von Marie und Elvira erinnern. Was mögen die zwei über meine hastige Flucht denken?

Die amourösen Verwicklungen beim Aufzugs-Roulette hatten beide ja genüsslich ausgewalzt. Aus diesen Verwicklungen und ihren Folgen bestand ein Großteil ihrer Erzählung.

Ob sie wirklich glauben können, ich alter Knacker wäre vor möglichen sexuellen Übergriffen geflohen?

Im Anbetracht der unappetitlichen Realität möchte ich es ihnen wünschen. Das wäre wenigstens eine lustige Anekdote für den Büroklatsch.



## *Eine brisante Minute*

*von Karl Kieser*

Diese Minute während einer Rückfahrt von einem Skiausflug in die Rhön ist mir unter die Haut gegangen. Es war schon finster, durchgehende festgefahrene Schneedecke.

Ich war gerade im Begriff, auf die Autobahn aufzufahren. Wie jedes Mal, wenn ich mir dieses traumatische Erlebnis vor Augen halte, ist alles ist wieder da.

*Mann, bin ich erledigt. Tarja sagt keinen Ton. Vielleicht schläft sie schon. Hoffentlich geht die Rückfahrt reibungslos. Morgen muss ich früh raus. Wieder die ganze Woche Inbetriebnahme beim Wasserwerk.*

*Vielleicht kann ich noch einen Zahn zulegen. Die Winterreifen sind nagelneu und haben noch ordentlich Gripp. Ich müsste nur kurz ausprobieren, wieviel ich dem Wagen bei diesen Verhältnissen zumuten kann. Vor mir ist alles frei und hinter mir ist auch nichts. Jetzt kann ich auch in der geschwungenen Auffahrt nach links die Lichter des anrollenden Verkehrs auf der Autobahn sehen. Die nächsten Scheinwerfer sind noch weit entfernt. Wenn ich das richtig sehe, sind die auch sehr langsam unterwegs. Diese große Lücke ist doch eine Einladung. Kurz mal aufs Gas tippen. Dann wird sich schon zeigen, ob und wie schnell der Wagen ausbricht. Mehr als ein Schwänzeln wird es nicht werden und ich habe jede Menge Platz, das auszusteuern.*

*Verdammt, das war zu viel!*

Der Tipp aufs Gaspedal war zu heftig oder für den Bruchteil einer Sekunde zu lang. Die Fliehkraft durch die geschwungene Auffahrt hat sicher auch mitgeholfen. Der Wagen dreht sich jedenfalls um 180 Grad und saust mit unverminderter Geschwindigkeit rückwärts quer über alle zwei Fahrspuren im spitzen Winkel auf Mittelleitplanke zu. Ich habe längst automatisch die Kupplung getreten und mich in meinem Sitz herumgeworfen.

*Um Himmels Willen, nur nicht bremsen. Jetzt ohne Kontrolle über die Autobahn zu kreiseln, wäre eine noch größere Katastrophe. Habe ich den Wagen abgefangen? Ich umklammere krampfhaft das Lenkrad. Im Moment scheint es geradlinig rückwärts zu gehen. Viel sehe ich nicht, denn die Scheinwerfer zeigen in die falsche Richtung. Da ist die Leitplanke, schemenhaft erkennbar. Sie wird von tiefdunklen Schatten abgelöst. Was ist das? Die Schwärze kommt unaufhaltsam näher. Jetzt stehe ich doch voll auf der Bremse. Erwarte den harten Stoß des Aufpralls.*

Der Wagen wird sanft von dem Gebüsch aufgefangen, das wie eine dunkle Barriere gewirkt hat. Die lackzerkratzenen Geräusche sind zwar nervtötend und scheinen nicht enden zu wollen, aber mehr geschieht nicht. Kein Bums, kein harter Stoß.

*Im ersten Moment bin ich ungeheuer erleichtert. Von Tarja habe ich noch keinen Mucks gehört. „Bist du okay?“ Sie antwortet mit Panik in der Stimme: „Was machen wir jetzt?“*

*Ich habe keine Ahnung, fühle mich so hilflos wie noch nie.*

Der Wagen steht mit laufendem Motor in der verkehrten Richtung am äußersten Rand der Überholspur auf der Autobahn. Im Scheinwerferlicht kann ich das plattgewalzte Gesträuch sehen. Die Lichter des nachfolgenden Verkehrs sind immer noch weit entfernt.

*Es sieht auch so aus, als ob die nur langsam näherkommen. Kann ich es wagen, schnell etwas gegen unsere unhaltbare Lage zu unternehmen? Aber ich weiß doch nicht einmal, ob das Auto hier wieder rauskommt.*

*Drüben gehen überall die Warnblinker an. Gott sei Dank. Die haben mitbekommen, was hier passiert ist. Jetzt folgen Blinksignale mit den Scheinwerfern. Das kann nur die Aufforderung an mich sein, wieder für normale Verhältnisse zu sorgen.*

*Schlagartig wird mir bewusst, dass ich immer noch sowohl Kupplungs- als auch Bremspedal mit zitternden Knien bis zum Bodenblech presse. Schnell jetzt. Für wehleidiges Nachbeben ist keine Zeit. Jedes weitere Zögern verschlimmert die Situation.*

*Blinker raus, einmal kurz Lichthupe für „Verstanden!“, erster Gang, Kupplung langsam kommen lassen. Er bewegt sich, er kommt!*

Zögernd löst sich das Heck aus dem rettenden Gebüsch, nicht ohne protestierende Kratzgeräusche. Der Wagen kommt langsam herum, zeigt wieder in die Sollrichtung.

*Blos weg hier! Jetzt aber vorsichtig. Was soll's, wenn wir 10 Minuten später nach Hause kommen. Meine Frau meldet sich vom Beifahrersitz: „Das hätte schiefgehen können.“*

*Sie ist schon wieder entspannt. Ich dagegen bin ungeheuer erleichtert und plötzlich so erschöpft, dass ich am liebsten angehalten hätte, um mich zu sammeln. Aber ich will nicht noch mehr Aufhebens erzeugen. Es ist besser, der langsame Verkehrsstrom bewegt sich ungehindert weiter, damit wir alle heil nach Hause kommen. Meine tiefe Dankbarkeit für die umsichtige Reaktion der anderen Autofahrer hätte ich aber gerne ausgedrückt.*

\* \* \*

*hilflos*

*von Karl Kieser*

Schon seit Stunden treibt der ständig zunehmende Wind das Wasser vor sich her und presst es durch die engste Stelle des Meeresarmes zwischen Ibiza und Formentera. Über tiefes Wasser rollen die Wellen heran, treffen hier auf den Sockel der Inselgruppe und türmen sich zu meterhohen Monstern auf. Reflektionen von den felsigen Ufern erzeugen auch noch gefährlich steile Kreuzseen.

Auf der Flucht vor dem heraufziehenden Sturm preschen zwei Yachten mit achterlichem Wind genau auf diese Durchfahrt zu. Sie haben es zwar eilig, in den Schutz der Insel zu kommen aber der Druck auf die Segel wird zu groß denn der Wind wird in der Engstelle, wie in einer Düse, noch zusätzlich beschleunigt.

Kurt und Charly drehen ihre Schiffe in den Wind, um die Segelfläche zu verkleinern. Für beide Skipper wird es jetzt erst richtig unangenehm. Der Bug der Yachten wird nun durch die von vorn kommenden Wellen hochgerissen und kracht dann - sobald die Welle unter dem Boot durchgelaufen ist und das Heck auch noch zusätzlich nach oben hebt - in das Wellental. Dann schießt eine Sturzflut über das Deck, bevor das Spiel mit der nächsten Welle von vorne beginnt.

Für Kurt ist das Reffen der Segel relativ einfach. Seine LIBERTY ist mit allem Komfort für die Einhandbedienung ausgestattet. Er muss das schützende Cockpit nicht verlassen.

Charlys JURA dagegen hat noch die klassische Besegelung. Ihr Skipper muss zum Mast auf dem Kajütdach. Um das Vorsegel zu reffen, muss er sogar bis zum Bug. Charly ist, wie immer, allein an Bord und ein alter Haudegen, der sich noch nie sonderlich um Sicherheitsmaßnahmen geschert hat.

Kurt macht sich daher Sorgen, dass er die Arbeit auch wirklich mit Vorsicht angeht und bittet seine Gefährtin Amélie, die JURA und den Freund mit dem Fernglas im Auge zu behalten, solange er selbst mit dem Reffen der eigenen Segel beschäftigt ist.

Kurt und Charly sind alte Freunde. Seit Jahren treiben sie sich im Mittelmeer und auf dem Atlantik als Einhandsegler herum. In Genua sind sie zufällig wieder aufeinandergetroffen. Dort ist auch Amélie zu ihnen gestoßen. Alle drei verbindet eine abenteuerliche Geschichte, bei der die Mafia und ein Goldschatz eine Rolle spielen. Todesangst und gegenseitige, selbstlose Hilfe haben sie zusammengeschweißt. Seit Genua sind sie gemeinsam unterwegs auf ihrem Weg zur Überwinterung auf den Kanaren.

Plötzlich schreit Amélie erschrocken auf. Charly ist vom Kajütdach hinuntergestürzt zwischen Reling und Aufbauten.

Kurt befürchtet sofort eine Katastrophe. Es reißt ihn herum, um die mehr als 200 Meter hinter ihm stampfende JURA zu fixieren. Von seinem Freund kann er nichts sehen. Alarmiert brüllt er zu Amélie hinüber: „Was ist los, ist er im Wasser?“

Amélie starrt weiter durchs Fernglas und schreit zurück: „Er rappelt sich gerade wieder auf. Er bewegt sich aber komisch und hält sich den Arm. Jetzt kriecht er zurück ins Cockpit.“

Die Verständigung ist schwierig und eigentlich nur möglich, indem man dem Partner die Worte direkt ins Ohr brüllt, denn der Wind reißt sie einem regelrecht aus dem Mund.



Daher hat Kurt zwar nicht alles verstanden, kann sich die Entwarnung aber zusammenreimen und blökt zurück:

„Sag mir weiter was sich tut und ruf ihn über Funk.“

Kurt atmet auf. Wenn jetzt jemand über Bord ginge, wäre das mit großer Wahrscheinlichkeit sein Todesurteil. In der aufgewühlten See ist ein Schwimmer nur mit viel Glück und nur aus unmittelbarer Nähe auszumachen. Und selbst wenn man ihn fände, wäre es ein echtes Problem, ihn bei den Wellen an Bord zu bekommen, ohne dass er von dem wild taumelnden und stampfenden Schiff erschlagen würde.

Kurt ist fertig mit seinen Arbeiten und bringt die LIBERTY wieder vor den Wind. Die zweite Yacht kommt nun schnell näher. Er will schon erneut in den Wind drehen, um in ihrer Nähe zu bleiben, als er erkennt, dass auch die JURA wieder auf den alten Kurs geht. Ihr Großsegel ist nun stark gerefft aber das Vorsegel steht noch voll.

Endlich meldet sich der Freund über Funk:

„Ganz große Kacke. Ich habe mir den rechten Arm gebrochen.“

Kurt muss sich zwingen, nicht in Panik zu geraten. Schon bei ruhigerem Wetter würde die Situation einige Probleme aufwerfen. Jetzt heult der Wind mit Sturmstärke und die See gebärdet sich, als wolle sie die Boote verschlingen. Trotzdem gelingt ihm ein bewusst ruhiger, aber eindringlicher Tonfall:

„Lass die Fock einfach fallen. Was soll's, wenn sie zum Teufel geht, du brauchst ohnehin endlich eine Rollfock, die du vom Cockpit aus reffen kannst.“

Hat Charly ihn richtig verstanden? Der Handhörer für den Funk ist für ihn zwar vom Cockpit aus erreichbar, aber den hatte er mit seiner funktionierenden Linken schnell wieder eingehängt. Das Toben von Wind und Wellen ist infernalisch und der Freund hätte sich weit in den Niedergang beugen müssen, um seine Antwort über den Lautsprecher zu verstehen.

Die LIBERTY ist nun auf der gleichen Höhe wie die JURA, kaum 50 Meter trennen die beiden Schiffe. Im Hinblick auf eine mögliche Unterstützung könnten es aber ebenso gut 50 Kilometer sein. Gebannt starren sie hinüber. Charlys rechter Arm hängt kraftlos herunter, als wenn er nicht zu ihm gehört. Wegen der heftigen Bewegungen des Bootes kommt er nur sehr langsam voran. Die alte Regel: *„eine Hand für den Mann, eine Hand für das Schiff“* gilt für ihn nicht mehr.

Von der LIBERTY aus können sie sehen, dass das Vorsegel zwar einige Zentimeter absackt, aber es fällt nicht herunter. Jetzt wird auf der JURA auch die Focksot gelöst. Sofort wird das Vorsegel nach vorne geweht und knattert wild flatternd im Sturm. Aber es fällt immer noch nicht. Irgendetwas hängt fest und müsste gelöst werden.

Das ist zwar ärgerlich, aber so geht keine Gefahr mehr von dem Segel aus. Es wird sich schlimmstenfalls in Fetzen auflösen.

Während sie auf der LIBERTY noch frustriert auf das widerspenstige Vorsegel starren, bemerken sie plötzlich, dass Charly das Cockpit verlassen hat und sich auf den Weg zum Bug macht. Er will doch wohl nicht das wild um sich schlagende Vorsegel mit der Hand herunterziehen?

Um Gottes Willen, nur das nicht!

Auf den Knien kriecht er über das bockende Deck nach vorn, nur mit seiner linken Hand am Relingsdraht gesichert. Entgeistert schreit Kurt ihm zu, sofort umzukehren. Bei dem Sturm und dem höllischen Lärm, der durch die wütend knatternde Fock auch noch lauter geworden ist, ist es aussichtslos bis zu ihm durchzudringen. Schließlich drückt Kurt auf die Hupe, aber selbst das starke Signalhorn der LIBERTY kann den Krach kaum übertönen.

Charly blickt zwar kurz auf und schaut zu ihnen herüber, scheint auch die wild winkenden Gestalten auf der LIBERTY wahrzunehmen, macht aber unverdrossen weiter.

Selbst für einen jungen, gesunden Mann wäre das ein sehr riskantes Unterfangen. Für einen Siebzigjährigen, ohne Schwimmweste und ohne Sicherheitsgurt, noch dazu mit einem gebrochenen Arm ist es der reine Wahnsinn.

Immer wieder taucht die JURA ihren Bug in die See, wenn ihr Heck von den sich auftürmenden Wellen ruckartig angehoben wird und sie zu einem Surf ansetzt. Hilflos muss die Crew der LIBERTY zusehen, wie der Segelkamerad sich Meter für Meter nach vorn kämpft und schließlich unbeschadet am Bug ankommt. Sie schöpfen schon wieder eine leise Hoffnung, dass vielleicht doch noch alles gut gehen könnte.

Gerade als er sich aufrichtet, um mit seiner linken Hand das Vorsegel zu ergreifen, geschehen zwei Dinge gleichzeitig:

Eine der Kreuzseen kracht mit Wucht von der Seite gegen den Bug und schlägt ihn aus der Spur, während eine besonders steile Welle schlagartig das Heck anhebt. Der ungesicherte Mann wird nach vorn geworfen, seine Hand verfehlt das Vorstag und er fällt mit der linken Körperseite voran in den Durchstieg des Bugkorbes.

Amélie schreit entsetzt auf und Kurt vergisst zu atmen.

Mit dem gesamten Oberkörper, bis zur Taille, hängt Charly auf der Seite liegend über den Bug seines Schiffes hinaus. Mit einem gesunden rechten Arm hätte er immer noch hinter sich greifen und sich am Bugkorb festkrallen können. Aber so ...

Den hilflosen Kameraden auf der LIBERTY brennt sich dieses Bild tief ins Gedächtnis, obwohl es nur für einen Augenblick anhält. Denn die JURA bohrt ihren Bug tief in die See. Als der wieder auftaucht und das Wasser abschüttelt, ist Charly weg.

Fassungslos starren seine Freunde von der LIBERTY hinüber.

Kurt brüllt seine Verbitterung über diese Katastrophe in den Wind und beginnt automatisch die aufgewühlte See nach einem Schwimmer abzusuchen. Die führerlose JURA jagt unbeeindruckt weiter vor dem Wind in den beginnenden Abend, präzise auf Kurs gehalten von der automatischen Steuerung.

Die weinende Amélie bekommt die Aufgabe, das Gebiet des Unglücks abzusuchen. Kurt startet erneut den Motor, wendet die LIBERTY und beginnt hastig, die schon stark gerefften Segel zu bergen. Amélie ist außer sich. Immer wieder schreit sie ihn an: „Tu doch was! Wir müssen ihm helfen.“

Kurt weiß, dass sie ihn bei den Wellen nur durch einen unwahrscheinlichen Zufall finden können. Immer vorausgesetzt, dass Charly sich überhaupt ohne Schwimmweste, mit einem gebrochenen Arm, an der Oberfläche halten kann. Wenn sie ihn nicht in den nächsten Minuten entdecken, ist die Lage aussichtslos.

Sie suchen verbissen bis in die Dunkelheit hinein. Beide wissen schon lange, wie vergeblich das ist.  
Der Freund und langjährige Segelkamerad bleibt verschwunden.

\* \* \*

## *Der Krauskopf*

von Karl Kieser

Zeit seines Lebens hat sich Horst nur für großvolumige Autos interessiert. Kleinwagen übersieht er gerne. In seinen Augen haben die, wenn überhaupt, nur eingeschränkte Rechte.

Er ist schon weit über das Rentenalter hinaus, aber sein geliebtes Auto steuert er immer noch unbeschwert durch seine ländliche Umgebung.

Doch an die Fahrt zu einem Herzspezialisten erinnert er sich nur ungern. Er musste dazu in die nahe Kreisstadt. Aus leidvoller Erfahrung vertraut seine Frau Giesela nicht mehr auf seine Fahrkünste. Auf längeren Strecken begleitet sie ihn lieber als Kontrollperson. Sie tut das, obwohl ihn ihre Warnungen regelmäßig aufregen und sie sich schon ein dickes Fell zulegen müsste, um seine verärgerten Reaktionen ertragen zu können.

Wenn sie ihn zum Beispiel auf eine rote Ampel hinweist, dann ist seine übliche Reaktion: „Mein Gott, Giesela. Ich sehe selbst, dass die Ampel rot ist. Warum erzählst du mir das?“ Wobei er absichtlich, ohne langsamer zu werden, auf die Ampel zu prescht, um erst im letzten Augenblick mit einer Vollbremsung anzuhalten. Dabei macht es ihm eine sadistische Freude zu beobachten, wie Giesela sich auf den letzten Metern stöhnend auf eine imaginäre Bremse stemmt.

Freunde, bei denen sie sich über das Verhalten ihres Mannes beschwert vermuten heimlich, dass hier eine Menge an Ehefrust ausgelebt wird.

In der Kreisstadt sind sie in einen besonders engräumigen Parkturm geraten. Horst ist schon deutlich angefahren, weil er sich auf der Herfahrt besonders viele Hinweise seiner Gattin anhören musste. Das enge Parkhaus bringt ihn aber an den Rand eines Herzinfarktes. Bis zum 9. Parkdeck mussten sie sich schließlich hinaufquälen, bevor sich ein geeigneter Platz gezeigt hat. Auf dem ganzen Weg hinauf hat Horst den Architekten verflucht und den großen Wagen mühsam in den Drehwurm gezwungen. Giesela muss sich so einiges anhören. Von „wenn sie schon ein Parkhaus für Spielzeugautos bauen, dann sollten sie das auch deutlich dranschreiben!“ bis zu „diesen Architekten könnte ich umbringen!“ gibt es eine ganze Palette von Flüchen und Beleidigungen, die auch die Stadtverwaltung mit einschließt. Giesela macht sich ernsthafte Gedanken um das gesundheitsschädliche Naturell ihres Gatten.

Der kämpft inzwischen mit hochrotem Kopf und widerstreitenden Gefühlen um die

Unversehrtheit seines Autos. Zum einen möchte er sein geliebtes Auto unbeschadet einparken, zum anderen würde er liebend gerne dieses Gelump von einem Parkhaus mit seinem Panzer in Grund und Boden rammen. Dabei wird er noch gejagt von einem kleinen laubgrünen Geländewagen, dem der Drehwurm seines Vorgängers offensichtlich nicht schnell genug geht. Horst kriegt das aber gar nicht mit, weil er so beschäftigt ist mit Fluchen und Kurbeln, dass er keinen Blick für den Rückspiegel hat.

Trotz aller hektischen Kurbelei hat die vordere Stoßstange an einer Stelle frische Markierungen auf der Betonwand hinterlassen. Neben dem Lack ist dabei auch etwas von Horsts Selbstvertrauen abgeschabt worden.

Auch die einzelnen Parkflächen sind in diesem Parkhaus nicht gerade großzügig bemessen. Als endlich eine unbelegte auftaucht, ist sie Horst zu eng. Außerdem hat einer der vorher hier Parkenden nicht nur seinen Aschenbecher ausgeleert, sondern auch noch einiges an Pizzakartons entsorgt. In diesen Unrat wird er sein schönes Auto doch nicht hineinstellen. Er fährt folglich zunächst weiter, bis ihn die Aussicht auf weitere Kurbeleien zum Umdenken bringt. Nun will er rückwärts in die Lücke einparken. Giesela muss aussteigen, damit sie in gemeinsamer Anstrengung Ihr Gefährt in die enge Box zirkeln können. Der Fahrer des ihm folgenden Geländewagens hat aber längst seine Chance genutzt und ist in die Parklücke hineingeschlüpft. Der ganz in grün gekleidete Mann - er trägt sogar einen grünen Filzhut mit Gamsbart - ist sogar schon ausgestiegen und auf dem Weg zum Aufzug, als Horst endlich bemerkt, dass er viel zu langsam gewesen ist. Rot vor Zorn fährt er die Seitenscheibe seines Schlachtschiffes hinunter und brüllt dem Enteilenden nach: „He, Sie Jägermeister, kommen Sie sofort zurück, das ist immer noch mein Parkplatz!“

Wer weiß, wie das ausgegangen wäre, hätte nicht Giesela ihren Horst darauf aufmerksam gemacht, dass weiter vorn gerade eine Parkbucht frei gemacht wird.

Endlich kann Horst sich schimpfend und schwitzend durch den Türspalt zwängen. Dann dauert es auch noch endlos, bis schließlich der Aufzug kommt. Auch die Kabine bräuchte dringend eine Generalreinigung und Horst hat weitere Gründe, sich aufzuregen. Giesela hat inzwischen ihre Toleranzgrenze erreicht. Sie zerrt den widerstrebenden Gatten hinein: „Jetzt komm schon, du meckernder Ziegenbock, wir sind ohnehin schon spät dran.“ Damit rammt sie resolut ihren Daumen auf das E für Erdgeschoss. Aber reibungslos abwärts geht es nur bis zur sechsten Ebene. Danach macht der Lift auf jeder Ebene einem Zwischenstopp, weil ein Witzbold in jeder Abwärtsetage vom Treppenabgang aus auf den Rufknopf gedrückt hat.

Horst hat sofort einen Verdacht: „Das war bestimmt dieser unverschämte Jägermeister. Wenn ich den erwische, dann kann der was erleben. Erwinnere mich daran, dass ich ihm eine Beule in seinen Laubfrosch trete, wenn wir zurückkommen.“

Als sie endlich unten ankommen, schwört Horst, diesen verdammten Saftladen demnächst in die Luft zu sprengen.

Die ganze Aufregung hat auch noch dazu geführt, dass der Herzspezialist bei der anschließenden Untersuchung ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht hat.

Jetzt ist Horst alarmiert. Er wird doch wohl keine ernsthafte Krankheit haben? Ja, jetzt fühlt er es auch. Die Kräfte wollen ihn verlassen. Er sucht Stütze bei der neben ihm sitzenden Giesela. Lehnt sich schwer zu ihr hinüber. Die feingliedrige Giesela ist überfordert vom plötzlichen Anlehnungsbedürfnis des massigen Gatten und kann ihm nicht den nötigen Halt geben. Womöglich wären beide zu Boden gegangen, wenn der Arzt nicht behände eingegriffen hätte.

Diesen plötzlichen Zusammenbruch kann er sich zwar nicht erklären und die sofort vorgenommene Überprüfung von Puls und Blutdruck zeigen auch keine riskanten Werte, aber Horst ist blass und macht einen hilflosen Eindruck. Mit Panik in den Augen klammert er sich mit der einen Hand an Giesela und mit der anderen an den Arzt. Der wollte seinen Patienten eigentlich nach Hause entlassen mit der Auflage, sich um einen entspannteren Lebensstil zu bemühen. Aber nach dieser hypochondrischen Reaktion hält er es für besser ihn für ein paar Tage unter ärztlicher Kontrolle zu halten.

Nur Giesela ist bei der ganzen Aufregung erstaunlich ruhig geblieben. Sie hat sich ihr Mantra vor Augen gerufen. Darin schwebt sie im Lotussitz losgelöst unter dem leuchtenden Ende eines Regenbogens.

Sie braucht diese Beruhigung wieder mal besonders dringend. Nicht etwa, weil sie Bedenken für das Überleben ihres Mannes hat. Bei seinem letzten Rappel war er überzeugt davon Lungenkrebs zu haben, nur weil ein Bekannter von einem verdächtigen Auswurf bei sich erzählte und Horst seit ein paar Tagen husten musste.

\* \* \*

## *Der Doppelgänger*

*von Karl Kieser*

Zum ersten Mal war er mir vor ein paar Wochen aufgefallen. Auf meinem Weg zur Bushaltestelle ging er vor mir her. Ich kann immer noch nicht sagen, was genau meine Neugier weckte, aber ich weiß noch, dass ich dachte, das könnte ich sein.

Ich spielte schon mit dem Gedanken, ihn zu überholen, so neugierig war ich auf sein Gesicht, aber dann hätte ich rennen müssen. Umso mehr war ich überrascht, dass er auch zu meiner Haltestelle unterwegs war, denn wir warteten später auf denselben Bus.

Ich konnte ihn unauffällig bestaunen. Unglaublich, er war die nur wenig ältere Ausgabe von mir. Wir hätten Brüder sein können.

Auf meinen letzten Metern zum Büro dachte ich ernsthaft darüber nach, ob meine Eltern mir etwa einen Bruder verheimlicht haben könnten.

Als ich am nächsten Morgen auf dem Weg zum Bus war, habe ich automatisch Ausschau nach meinem Doppelgänger gehalten. Er kam nicht. Hatte er „meinen“ Bus am Vortag nur zufällig genommen?

Aber nun war ich sensibilisiert. Immer, wenn ich in unserer kleinen Stadt unterwegs war, hielt ich Ausschau nach meinem zweiten Ich. Mit Erfolg!

Einmal stieg er in der Straßenbahn zu, mit der ich gerade fuhr. Er hielt es wie ich selbst: obwohl noch Sitzplätze frei waren, setzte er sich erst dann ans Fenster, als eine ganze Bank frei wurde.

Ein andermal beobachtete ich, wie er an einem Kiosk ein Brötchen mit Würstchen aß. Er machte es genau wie ich: vor dem ersten Biss wird das Brötchen ein paarmal gedrückt, bis alle Krümel von der knusprigen Kruste der Schwerkraft gehorcht haben. Neulich sah ich ihn in einer Buchhandlung verschwinden. Erfreut erkannte ich, dass er das neueste Werk von Ken Follett kaufte, eine Anschaffung, die auch auf meiner Liste stand.

Bisher hatte ich mich immer im Hintergrund gehalten. Allmählich hatte ich aber den Eindruck, nicht nur einen Doppelgänger, sondern auch eine verwandte Seele gefunden zu haben.

Kurzum: ich war darauf vorbereitet, meinem eigenen Selbst persönlich zu begegnen. Ich erwartete einen Gleichklang der Gefühle, ähnliche Interessen, Übereinstimmungen bei Temperament und Naturell. Ja, ich freute mich auf die Begegnung. Er würde eine Bereicherung meines Lebens sein.

Und dann hat der Zufall Regie geführt.

Ein befreundeter Maler hatte mich zu seiner Vernissage eingeladen. Nach der offiziellen Eröffnung, der Inhaber der Galerie hatte das Talent meines Freundes mit verkaufsfördernden Worten gelobt, wollte ich mir die Bilder noch einmal in Ruhe betrachten.

Da stand er, mein Ebenbild. Ich sah ihn nur von hinten und habe ihn trotzdem sofort erkannt. Mit einem Mal fühlte ich meinen Puls.

Seine Anwesenheit hier in dieser Umgebung ... Kannte er womöglich meinen Freund und seine Frau? Einen Augenblick stutzte ich. Ihnen hätte doch unsere Ähnlichkeit auch auffallen müssen? Hatten sie diese Begegnung womöglich bewusst arrangiert? Ich nahm es jedenfalls als Zeichen, als schicksalhaft. Hier und jetzt musste der persönliche Kontakt stattfinden.

Das Bild, das er betrachtete, war ausgerechnet mein Lieblingsbild: ein Rückenakt, bei dem das Modell schelmisch über die linke Schulter zurückblickt.

Wie bei vielen seiner Bilder, hatte die eigene Ehefrau meinem Freund als Modell gedient. Sie ist eine schöne Frau aber auf diesem Bild hat er ihr noch zusätzlich geschmeichelt. Die zarten Linien ihres ohnehin perfekten Körpers sind so schön, dass es schon fast weh tut. Dieses Bild hätte ich gerne gekauft, auch weil ich heimliche, nie ausgesprochene romantische Gefühle für sie hegte. Irgendwie schien es mir aber unpassend, wenn ich das Bild kaufen würde. Doch nun kam mir spontan die Idee, dass mein „Bruder“ wie ich meinen Doppelgänger insgeheim nannte, das für mich erledigen könnte.

Ich stellte mich neben ihn. Gemeinsam betrachteten wir diesen schönen Rücken.

Ich eröffnete das Gespräch: „Was halten Sie von dem Bild?“

Er warf nicht einmal einen Blick zu mir herüber und antwortete mürrisch:

„Unbefriedigend! Wenn schon nackig, dann will ich auch ihre Brüste sehen.“

Ich war wie vom Donner gerührt und starrte ihn an. Konnte man beim Anblick dieses Bildes so grobe Scherze machen? Er hatte die Brauen gerunzelt. Dieser missmutige Zug um seinen Mund war mir auch noch nie aufgefallen. Der meinte das doch sicher nicht ernst. Konnte man das überhaupt ernst meinen?

„Ja, kennen sie denn das Modell?“ Ich schämte mich ein wenig für diese Frage. Es geht hier schließlich nicht um Pornographie. Obwohl ich zugebe, das Bild hat eine eindeutig erotische Ausstrahlung.

Er würdigte mich immer noch keines Blickes, starrte weiter mit gerunzelten Brauen auf das Bild. Schließlich kam die Antwort, immer noch, ohne den Blick von dem Bild abzuwenden:

„Nee, wie denn auch? Bin hier ja nur zufällig gelandet. Sollte meine Frau zum Theater begleiten. Irgendein Buchauszug. Follett heißt der Typ. Da musste sie natürlich hin. Liest ja auch alles von dem. Aber sie wollte mal wieder streiten. Habe ich das nötig? Da bin ich einfach hierher abgebogen.“

Ich konnte es nicht glauben. Jemand, der so aussah wie ich war ein ignoranter Banause.

Je länger ich ihn aus nächster Nähe betrachtete, umso mehr bröckelte meine Vorstellung über unsere Ähnlichkeit. An seiner Unterlippe glaubte ich so etwas wie Trotz zu erkennen, außerdem ging sein Haaransatz schon zurück. Seine Augen waren dunkler als meine, seine Nase zeigte mehr Mitesser und viele andere Kleinigkeiten. Ja, eigentlich gab es doch nur eine oberflächliche Ähnlichkeit.

Er musste wohl bemerkt haben, dass ich ihn ausdauernd anstarrte, und wendete sich mit einem herausfordernden „Is was?“ zu mir um. Er sah mir direkt ins Gesicht. Er schien keine Ähnlichkeit zwischen uns zu erkennen.

Ich war enttäuscht und erleichtert zugleich. Enttäuscht, weil meine idealisierende Vorstellung so schnell beendet wurde. Erleichtert, dass ich mich nicht mit diesem Gegenüber auseinandersetzen musste. Denn das hätte ich sicher tun müssen, wenn er mich spontan als seinen Doppelgänger erkannt hätte.

Ich wandte mich ab und murmelte über die linke Schulter, aber mit einem ganz anderen Ausdruck als die Schönheit auf dem Bild: „Ein Irrtum, ich habe Sie mit mir verwechselt.“

\* \* \*

# *Das Dorf*

*von Karl Kieser*

Immer wenn ich mich an diese Ereignisse erinnere, blickte ich in Gedanken zurück auf mein Heimatdorf, eine landwirtschaftlich geprägte Gemeinde am Niederrhein.

Es waren erst wenige Jahre seit dem letzten Krieg vergangen. Das Dorf war unversehrt geblieben, obwohl das stark zerstörte Ruhrgebiet nicht weit entfernt war. Nur ein abgeschossener Jagdflieger hatte sich außerhalb des Dorfes in die sumpfigen Wiesen gebohrt und uns Kindern ein paar Wochen als Abenteuerspielplatz gedient.

Das Dorf bot alles, was man zum Leben brauchte: Metzger, Bäcker, Schneider, Schuster, Sattler, Schmied, den Landhandel für die Bauern, sogar eine Autowerkstatt für die noch seltenen Automobile, mit einer Tankstelle direkt am Straßenrand, die noch von Hand, mit einem Pumpenschwengel bedient wurde.

Der Dorfpolizist schob seinen beachtlichen Schmerbauch meist zu Fuß durch den Ort und sorgte allein durch seine ständige Anwesenheit für ein friedliches Miteinander. Sein Fahrrad benutzte er nur, wenn er zu den weit außerhalb liegenden Höfen gerufen wurde.

Der Ort war eigentlich nur ein Straßendorf. Alle wichtigen Geschäfte hatten einen Platz an der mit Kopfsteinen gepflasterten Hauptstraße. Die wenigen Nebenstraßen bestanden meist nur aus Schotterwegen.

Zum Ortskern gehörte natürlich das Bürgermeisteramt. Einige Häuser weiter, auf derselben Straßenseite, der großzügige Kirchplatz, der zur Straße hin mit einer kniehohen Mauer und einladenden, gemauerten Eingangspfeilern abgetrennt war. Hinter den Eingangspfeilern führte eine breite Kastanienallee die Gläubigen genau auf die drei Portale der imposanten Kirche zu.

An den Kirchplatz anschließend folgte die Kaplanei, ein geräumiges ein- bis zweistöckiges Gebäude. Den zugehörigen Kaplan, den sich die Kirche damals noch leisten konnte, hatte man aber aus Kostengründen schon in eine kleinere Wohnung ausgesiedelt und das Haus an ein wohlhabendes älteres Ehepaar vermietet.

Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, war der Ehrenplatz mit dem Kriegerdenkmal:

Auf einem gewaltigen Sockel ein sterbender Soldat und neben ihm, überlebensgroß, sein heroischer Kamerad, der, mit großen Schritt nach vorne stürmend, eine zerfetzte Fahne in der hoch gereckten rechten Faust und den Karabiner in der linken hielt. Die Tafeln mit den Helden des 1. Weltkrieges hatte man inzwischen schon um die Gefallenen des Dorfes aus dem 2. Weltkrieg ergänzt.

Zurückgesetzt hinter dem Ehrenplatz dann das Pastorat, noch deutlich großzügiger als das Haus für den Assistenzgeistlichen.

Schon aus dem Bisherigen kann man sehen, dass es sich um eine erzkatholische



Gemeinde handelte, in der es die, meist protestantischen, Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten anfänglich nicht leicht hatten.

Direkt gegenüber der Kirche prangte die wichtigste der diversen Dorfkneipen. Unverzichtbar für den sonntäglichen Frühschoppen im Anschluss an den Kirchgang. Noch ein paar Häuser weiter in Richtung Bürgermeisteramt lag unsere Volksschule, schon damals ein großer Bau, denn wir hatten starke Klassen. Allein mein Jahrgang bestand aus 40 Jungen. Bei den Mädchen war es ähnlich.

Die Bauernkinder hatten oft einen weiten Schulweg, denn die Höfe waren über ein großes Gebiet verstreut. Für die Kinder aus dem Dorf war es einfacher. Das galt auch für Heinz, obwohl er eigentlich auch von einem Bauernhof stammte.

Gleich hinter der Kaplanei führte nämlich ein Feldweg von der Hauptstraße in die Äcker, vorbei an dem damals schon heruntergekommenen Hof, auf dem Heinz mit seinem Vater lebte. Der hatte nach dem frühen Tod seiner Frau jeglichen Halt verloren und war dabei, sich um den Verstand zu saufen. Der ältere Sohn hatte es zu Hause nicht mehr ausgehalten. Gleich nach der Lehre war er ausgezogen und wollte mit seiner Restfamilie nichts mehr zu tun haben.

Neben dem verdreckten Haushalt gab es für den Jungen nur seinem ständig unter Alkohol stehenden Vater, von dem er außer Schlägen nichts zu erwarten hatte.

Wenn er nicht selbst dafür sorgte, gab es zunächst niemanden, der auf seine Sauberkeit und seine Kleidung achtete. Gleiches galt auch für seine schulischen Leistungen.

Nun ist das Dorfleben ja vor allem durch die Vereine geprägt: Freiwillige Feuerwehr, Schützenverein, Turnverein, Kirchenchor, usw. Aber auch hier: niemand wollte Heinz dabei haben. Von allen abgelehnt wurde er mehr und mehr zum Einzelgänger.

Er war kompakt gebaut und zu Hause ging er wahrhaftig durch eine harte Schule. Wenn er gehänselt wurde, konnte er sich nur mit den Fäusten wehren. Ohne Rücksicht auf sich selbst hat er sich in jeden auch noch so aussichtslosen Kampf gestürzt. Mit der Zeit wurde er zu einem gefürchteten Schläger. Man ging ihm aus dem Weg.

Natürlich hat diese negative Entwicklung eines Gemeindemitgliedes auch einige Bürger zu wohlmeinender Hilfe angeregt.

Vor allem die Bewohner der Kaplanei, die ja beinahe Nachbarn von Heinz waren, haben sich seiner angenommen.

Dieses ältere Ehepaar war aus der Stadt zu uns aufs Land gezogen, um im Einklang mit Gott und der Natur ihren Lebensabend zu verbringen. Sie waren sehr fromm und kümmerten sich ehrenamtlich um einige kirchliche Angelegenheiten. Vielleicht hat sogar das kircheneigene Haus und die Nähe zum Gotteshaus dazu beigetragen, dass sie sich ausgerechnet in unserem Dorf niederließen. Sie waren in der Gemeinde hochgeachtet, sehr zurückhaltend und ihr guter Ruf durch großzügige Spenden und ihr ehrenamtliches Engagement begründet.

Heinz ging bald bei ihnen ein und aus. Er hat sich auch durch Besorgungen und später durch kleinere Arbeiten bei ihnen nützlich gemacht. Eine Zeitlang sah es so aus, als ob sich bei ihm alles zum Besseren wenden würde. Er hat sogar immer mal wieder bei ihnen gewohnt. Doch es gab auch Phasen, in denen diese ungleiche Wohngemeinschaft nicht miteinander zurechtkam und eine Auszeit brauchte.

Die Jahre vergingen, bis der junge Mann schließlich nach achtjähriger Schulzeit die Volksschule beendete, ohne die achte Klasse erreicht zu haben. Er hatte inzwischen so viel an Unterstützung eingebüßt, dass er keine Lehrstelle fand und für ihn nur Hilfsarbeiten auf dem Bau blieben.

Nach wie vor war er häufiger Gast bei seinen Gönnern, obwohl allmählich deutlich wurde, dass es den alten Leuten eigentlich zu viel war.

Dann kam der Tag, an dem der Bäckerlehrling beim morgendlichen Brötchenaustragen die Tür zur Kaplanei offen fand. Im Flur lag ein blutverschmiertes Beil und auf sein Rufen kam keine Antwort.

Von bösen Ahnungen geplagt, lief der Junge gleich zu seinem Meister, der ihn umgehend den Dorfpolizisten holen ließ. Der Bäcker hatte aber in die entsetzten Augen seines Lehrlings geblickt. Er ließ seine Backstube in Stich und rannte zum Pastorat um den Pfarrer um Beistand zu bitten. Gemeinsam wagten sie sich in das gegenüberliegende Haus, stiegen vorsichtig über das blutbesudelte Beil und folgten der rotgetropften Spur bis in die Küche.

Der Anblick war so entsetzlich, dass der Pastor sogar vergaß, die vorsorglich mitgebrachten Sterbesakramente zu erteilen. Der Bäcker übergab sich an Ort und Stelle und war für den Rest des Tages ein Ausfall für sein Geschäft. Erst das Eintreffen des Dorfpolizisten brachte wieder Vernunft in die erschütterte Gruppe. Die Nachricht von dem brutalen Doppelmord verbreitete sich rasend schnell. Nach nur einer Stunde wusste nicht nur im Dorf jedermann Bescheid, es hatte sich auch schon bis zu den meisten der umliegenden Höfe herumgesprochen. Das Volk lief zusammen. Vor dem Mordhaus bildete sich ein Auflauf. Der dicke Gendarm hatte aber keine Probleme, den Tatort sauber zu halten. Eine verständliche Scheu hielt die Menge davon ab, sich das Massaker mit eigenen Augen anzusehen. Niemand konnte begreifen, wieso ausgerechnet diese frommen alten Leute so zugerichtet werden konnten. Über den Täter dagegen waren sich alle einig: Heinz!

Er wurde gesucht und nicht gefunden.

Nach dem ersten Schock begann es im Dorf zu brodeln. Man bewaffnete sich mit Knüppeln, Dreschflegeln und Mistgabeln. Mehrere Gruppen gingen auf die Suche. Die Aufgabe war gar nicht so einfach, denn viele Häuser hatten einen Schuppen oder eine Scheune mit vielen Verstecken. Ein Nachbar konnte nur mit Mühe verhindern, dass sein Schuppen in Flammen aufging, nur weil jemand behauptete, gesehen zu haben, wie der Mörder da hineinschlüpft war.

Inzwischen war auch die herbeigerufene Kriminalpolizei eingetroffen. Für Heinz war das nur gut. Es wäre im sicher schlecht ergangen, wenn es nicht die Polizei gewesen wäre, die ihn schließlich fand.

Er wurde nach Jugendstrafrecht verurteilt. Nicht nur bei der Verhandlung hat man versucht zu ergründen, warum er ausgerechnet seine langjährigen Gönnern so bestialisch zerhacken konnte. Heinz hat nichts dazu gesagt. Vielleicht wusste er es selbst nicht.

Jahre später, nach seiner Entlassung, tauchte er wieder in seinem Heimatdorf auf. Wo hätte er denn auch sonst hingehen können? Er hatte ja nie etwas anderes kennengelernt.

Das Dorf muss für ihn aber fremd geworden sein. Sein Vater hatte sich längst zu Tode gesoffen, das überschuldete Elternhaus war von der Bank übernommen und an

einen neuen Besitzer weitergegeben worden und sein Bruder wollte nichts mit ihm zu tun haben. Die Hauptstraße war nun asphaltiert, die Tankstelle modernisiert und samt Autoreparaturwerkstatt und an den Ortsrand ausgelagert, die Mauer vor dem Kirchplatz war verschwunden und die Kastanienbäume gefällt. Nur das Haus neben dem Kirchplatz war noch unverändert. Niemand wollte in dem Mord-Kasten leben.

Für das Dorf war Heinz ein unberechenbarer, bestialischer Mörder. Die Leute hatten Angst und gingen ihm aus dem Weg. Niemand redete mit ihm.

Und dann war er wieder weg. Er musste also doch begriffen haben, dass hier für ihn kein Platz war?

Das Dorf atmete auf. Alles ging wieder seinen gewohnten Gang.

Sehr viel später hat man ihn dann doch gefunden. In der Küche der alten Kaplanei. Der Strick hing noch. Der verweste Hals hatte den Rest seines Körpers nicht mehr halten können.

\* \* \*

## *Das Häuschen im Wald*

*von Karl Kieser*

Mir knurrt der Magen. Seit Tagen habe ich nichts gefressen. Dieser Wald gibt einfach nichts mehr her. Die Hasen haben sich alle ins freie Feld verkrümelt; Kaninchen, Fasane, alles weg.

Okay, die meisten habe ich selbst gefressen. Die anderen haben den Braten gerochen und sind ausgezogen. Die größeren Brocken, wie Reh, Hirsch oder Wildschwein sind nichts mehr für mich. Ich bin zu alt für die hektische Rennerei und dann hat mich auch noch der Hunger geschwächt. Seitdem mich der verdammte Hektor halb totgebissen hat, als er mein Rudel übernommen hat, muss ich mich eben allein durchschlagen. Hirsch oder Wildschwein sind ohne Rudel einfach nicht zu machen.

Also was bleibt mir noch? Im freien Feld kann ich mich nicht auf die Lauer legen. Es gibt nicht genug Deckung. Außerdem besteht die Gefahr, dass mich der Jäger entdeckt. Der hat ein weittragendes Feuerrohr. So schnell kann ich gar nicht laufen, wie der mir eine Kugel ins Fell brennt. Nein, ich muss meine alten Tage schon hier im Wald verbringen.

Gestern bin ich an einer kleinen Menschenbehausung vorbeigekommen. Es roch penetrant nach Mensch, daher habe ich mich schnell wieder aus dem Staub gemacht. Aber jetzt muss etwas geschehen. Wenn ich heute nichts fresse, bin ich zu schwach für die Jagd. Vielleicht gibt es bei dem Häuschen doch etwas Fressbares,

das ich den Menschen wegnehmen kann.

Ärgerlich, dass ich mich gestern dort nicht gründlicher umgesehen habe. Vielleicht ist da ja absolut nichts zu holen. Dann werde ich vergeblich dahin zurücklaufen. Vor Schwäche zittern mir jetzt schon die Beine. Soll ich mich wirklich da noch einmal umsehen? Bisher bin ich immer gut damit gefahren, den Menschen aus dem Weg zu gehen.

Ich muss mich entscheiden! Hier stehen zu bleiben, wird mich auf jeden Fall umbringen. In meinem Zustand bietet die einsame Kate noch die beste Möglichkeit, im Vorbeigehen etwas Fressbares zu finden. Also los!

Es zieht sich hin; ich komme nicht mehr so schnell vorwärts. Nun bin ich schon wieder über eine Wurzel gestolpert. Die Beine arbeiten nicht mehr wie gewohnt. Gestern war ich noch schneller unterwegs. Heute ist das Laufen deutlich mühsamer. Inzwischen muss ich mich konzentrieren, um nicht ins Taumeln zu geraten. Manchmal ist meine Sicht nicht klar oder es sind plötzlich mehr Bäume da als vorher. Einmal bin ich schon frontal gegen einen Stamm gelaufen. Es hat kaum weh getan denn ich komme nur noch langsam vorwärts. Wann taucht denn endlich dieses Gebäude wieder auf. Den Menschengeruch habe ich auch noch nicht in der Nase.

Aber da, was ist das? Ein Pfad durch den Wald. Der kann eigentlich nur zu dem einsamen Häuschen führen. Aber in welche Richtung? Sollte ich mich verlaufen haben? Ich muss nachdenken, brauche ohnehin dringend eine Pause, muss mich mal hinlegen. Meine Gedanken kreisen immer nur um einen Hühnerstall mit fetten Hennen. Der Speichel tropft mir von den Lippen. Mehrmals glaube ich, nur einen Satz machen zu müssen, um ein saftiges Hühnchen in den Fängen zu haben. Einmal habe ich es in verzweifelter Gier probiert. Seitdem weiß ich, dass mir der Hunger einen Streich gespielt hat.

Links oder rechts? Ich weiß es wirklich nicht. Ich bin entsetzlich müde, werde einfach ein Weilchen liegen bleiben. Der Platz ist ganz angenehm denn der Wald hat hier eine sonnenbeschienene Lichtung mit vielen bunten Blumen.

Ich muss wahrhaftig eingeschlafen sein, denn plötzlich weckt mich das piepsige Stimmchen eines kleinen Mädchens, welches von rechts über den Pfad heranhüpft.

„Ach du armes Hündchen, du siehst aber müde aus. Hast du etwa auf mich gewartet? Das ist aber lieb von dir. Dann können wir ja gemeinsam zu meiner Großmutter gehen. Ich will ihr nur noch einen schönen Blumenstrauß pflücken.“

Ich bin ziemlich erschrocken, komme mühsam auf die Beine, während das Mädchen sich unbeschwert daranmacht, die Lichtung nach Blumen abzusuchen.

Großmutter und einsames Häuschen im Wald, das scheint zu passen. Ich nehme das mal als hilfreichen Wink der Waldgeister. Jetzt kenne ich die Richtung; aber noch mehr Menschen kann ich bei meiner Futtersuche wirklich nicht gebrauchen. Ich mache mich also nach links über den Zugang davon. Hinter mir piepst es:

„Du willst also doch nicht auf mich warten, liebes Hündchen? Dann kannst du der Großmutter ja schon Bescheid geben, dass ich auch bald komme, nur noch einen schönen Blumenstrauß pflücken will.“

Ich muss mich beeilen, viel Zeit bleibt mir also nicht etwas Fressbares zu finden. Das Laufen ist nun sehr ungewohnt. Ich versuche meinen normalen Trab. Mal tut alles weh wie nach dem Kampf mit Hektor, mal fühlt es sich an, als ob ich auf Watte laufe. Dann finde ich mich mal auf der linken, mal auf der rechten Seite des Weges. Mit meinen Augen und mit der Witterung scheint auch etwas nicht zu stimmen, denn beinahe wäre ich an meinem Ziel vorbeigelaufen.

Mir sinkt der Mut, das sieht nicht gut aus. Es gibt keinen Schuppen, keinen Hühnerstall, nur das kleine Häuschen. Wenn ich etwas zum Fressen finden will, kann es nur in seinem Innern sein.

Alles in mir wehrt sich dagegen, in das Haus hineinzugehen. Aber wenn ich dort nichts zu fressen finde, dann kann ich mich gleich hier zum Sterben niederlegen. Ich rechne ganz fest damit, auf dem Küchentisch eine große Kasserolle mit einem fetten Hühnchen zu finden, die für das Abendessen nur noch in die Ofenröhre geschoben werden muss.

So finde ich mich plötzlich mit tropfendem Maul vor der Eingangstür. Mit einer Vorderpfote kratze ich vorsichtig an dem Holz, um zu sehen, was passiert. Von Drinnen kommt eine krächzende Stimme: „komm nur herein, Rotkäppchen, die Tür ist offen. Ich liege im Bett, denn es geht mir nicht so gut.“

Beinahe hätte ich Reißaus genommen, aber wenn die Großmutter im Bett liegt, kann ich das Hühnchen sicher schnell aus der Küche holen.

Als ich Kopf und Schulter gegen die Tür schiebe, schwingt sie nach innen und ich kann durch den Spalt hineinschlüpfen. Schon stehe ich im einzigen Raum dieser Behausung. Im Bett liegt ein winziges Persönchen aber auf dem Küchentisch steht **keine** Kasserolle mit einem bratbereiten Hühnchen. Eigentlich steht überhaupt nichts herum, erst recht nichts Fressbares. Alles ist sauber und aufgeräumt. Wenn ich hier etwas finden will, das mich vor dem Hungertod rettet, dann muss ich alle Schränke durchsuchen.

Bevor ich mich aber dazu entschließen kann, tut es aus dem Bett einen durchdringenden Kreischer. Das winzige Persönchen schießt mit wehendem Nachthemd unter den Decken hervor und baut sich angriffslustig vor mir auf: „Was hast du Mistviech hier in meinem Haus verloren. Verschwinde, oder ich mache dir Beine.“

Ich habe gar nicht bemerkt, dass sie sich einen Besen aus der Ecke gegriffen hat. Schon landet der Besenstiel schmerzhaft auf meiner Schnauze. Ich weiß gar nicht, wie mir geschieht. Wie ein Irrwisch tanzt das winzige Persönchen um mich herum und drischt mir den Pelz. Heulend vor Schmerz versuche ich mich kleiner zu machen.

Der Rückzug ist mir leider versperrt, denn die Tür ist wieder zu geschwungen. Auch wenn es der Großmutter nicht gut geht, ihre Empörung und der Besenstiel verleihen ihr eine Durchschlagskraft, der ich in meinem geschwächten Zustand nicht gewachsen bin. Sie muss aber sehr nahe an mich heran, um die Eingangstür wieder

zu öffnen, bevor sie mich hinausjagen kann. Dabei kommt der Knüppelersatz unentwegt zum Einsatz. In meiner Not schnappe ich einmal nach ihr. Darauf poltert der Besen wirkungslos zu Boden und das winzige Persönchen liegt mir überraschend wie ein Stein im Magen.

Bei allen guten Waldgeistern, wie ist denn das passiert? Jedenfalls herrscht plötzlich eine herrliche Ruhe. Der Pelz brennt mir zwar noch von der schmerzhaften Massage, aber endlich habe ich etwas im Magen. Dieses Gefühl hatte ich schon so lange nicht mehr. Ein gutes Gefühl! Allmählich versöhnt es mich mit der verwirrenden Situation. Es sieht so aus, als ob ich doch noch genug Nahrung gefunden habe, um weiterzuleben.

Sofort erinnere ich mich, dass noch mehr Nahrung unterwegs hierher ist. Wo kann ich mich verstecken? Das Bett ist der einzig logische Platz.

Damit der Besen mir nicht noch einmal gefährlich werden kann, schiebe ich ihn unter das Bett, bevor ich mich selbst hineinlege und die Decke bis zum Hals hochziehe. Eigentlich bin ich nicht mehr hungrig. Ich könnte mich davonmachen. Während ich mir das noch überlege, kann ich hören, wie das kleine Mädchen sich trällernd nähert. Jetzt ist es zu spät für eine Flucht. Wenn die Kleine mich aus dem Haus kommen sieht und dann die Großmutter verschwunden ist, gibt es einen Aufstand. Man wird mich jagen, bis ich meinen letzten Schnaufer getan habe. Ich habe keine Wahl. Die Kleine ist eine totbringende Zeugin.

Sie hüpfte zum Zimmer herein und tritt gleich an das Bett. Das Mädchen ist wirklich sehr vertrauensselig. Sie erkennt mich nicht wieder und auch ihre Großmutter scheint sie zum ersten Mal zu sehen: sie wundert sich lautstark über Omas große Augen und Ohren. Als sie sich auch noch über mein großes Maul mokiert, passiert es mir wieder: Ein Happ und das kleine Mädchen landet bei ihrer Großmutter.

Jetzt bin ich aber wirklich satt. Es ist mir zwar früher auch schon passiert, dass ich mich maßlos vollgestopft habe, aber diesmal habe ich mich extrem überfressen. Ich kann mich nicht mehr rühren, ich komme einfach nicht mehr hoch und lasse mich wohligh zu einem ausgiebigen Verdauungsschläfchen zurücksinken.

\* \* \*